

Beilage zum „Oberschlesischen Anzeiger“ und „General-Anzeiger für Schlesien und Posen“

Die drei Bäume

Eine Legende von Wilhelm Lennemann. (Nchdr. verb.)

In der Nacht und Stunde, da der Heiland in Bethlehem geboren wurde, hatte Gott alle Kreatur und Stein und Baum die Gnade erwiesen, zu sagen, was an Wunsch und Wille, an Traum und Sehnsucht in ihnen lebendig geworden.

Da ragten nicht unweit der heiligen Statte am Hange einer Kuppe drei hohe Fichten. Dunkel umwehte sie, und nur die stillen Wipfel schauten in die heiligen Sterne.

Da zog ein Stern golden und groß über den Himmel, und da sein Licht auf die drei Bäume fiel, durchrann sie ein Leben von der Wurzel durch die Stämme bis in die feinsten Nadeln.

Und in der stärksten Fichte hob ein Singen und Klingen an, ihre Zweige rauschten und gingen wiegend hin und her, und ein Lachen durchzitterte sie, das klang wie aus frohem Muttermunde.

Die beiden anderen Bäume standen still und ernst wie unter der lastenden Schwere einer großen Not. Sie sahen den Stern, aber da war keine Freude in ihnen, nur ein tiefes Erschrockensein und ein dumpfes Bangen.

Hüben aber ward das Singen und Klingen immer stärker und ward zu einem Liede, mit dem hütende Mütter ihre Kinder in Schlaf und Traum singen.

Da tat auch eine der beiden trauernden Fichten ihren Mund auf und fragte die singende Schwester nach dem Grunde ihrer Fröhlichkeit.

„Weil zur Stund' das Christkind geboren ist,“ sagte sie, „und weil morgen der heilige Josef kommt und aus meinem Holze eine Wiege zimmert, darin das Kindlein liegen wird; des bin ich überfroh!“

Die beiden anderen Fichten seufzten tief und sprachen kein Wörtlein. Da merkte die fröhliche Schwester wohl, daß sie voll tiefen Leides sein müßten und fragte sie nach dem Grunde ihrer Kümmernisse.

„Ach,“ sagte die eine, „ich weiß wohl, daß das Kindlein geboren ist, aber nach dreißig und etlichen Jahren wird es eines grausamen Todes sterben und aus meinem Holze wird man die Bahre zimmern, darauf man den Heiland zu Grabe tragen wird. Soll ich darob nicht traurig sein?“

„Und aus meinem Holze,“ ergänzte die dritte, „wird man das Kreuz fügen, daran man ihn schlagen wird. Ach, daß ich stürbe zur Stund'!“

Und der Tau der Nacht rann in großen blinkenden Tropfen über die Nadeln und fiel gleich Tränen auf die Erde.

Der frohe Baum hatte sich längst müde gesungen und war schon wieder selig eingeschlafen, da weinten die beiden anderen Fichten noch immer ihre Not und ihr Leid in das feuchte Gras . . .

Und was Gottes Güte den drei Bäumen in der Nacht geoffenbart, das begann schon den nächsten Tag Wirklichkeit zu werden.

Der heilige Josef trat mit blinkender Art den Hang entlang; vor den drei Bäumen blieb er stehen und sah besinnlich über sie hin, und dann schlug er das Eisen in den stärksten und größten, daß es klingend durch das Holz fuhr.

Da wußten die beiden anderen, daß auch ihr waches Träumen sich vollenden würde, und Leid und Not wuchsen in ihnen riesengroß. Und wieder rannen an den Bäumen Tröpflein zu Tröpflein und wurden zu Tropfen und fielen in das Gras und auf die Erde, die noch satt war von den Tränen der Nacht.

Und Tag für Tag fiel die Not der Bäume in großen Tränen zur Erde, und das Moos und die Schollen hielten die Wasser und ließen sie dann als dünnes Rinnsal zu Tale gleiten. Aber die Wasser waren dunkel und glanzlos, wenngleich die Sonne sie mit tausend Lichtlein umstrahlte und die süße Bläue des Himmels leuchtend auf ihnen lag. Es schien, als bewahrten die schwarzen Wasser in sich alle Welträtsel und Gottgeheimnisse.

Die Vöglein des Waldes mieden die Wasser, daß sie nicht die Not in sich tränken und ihre werbenden Lieder sich wandelten in Klage und Qual.

Nur die Nachtigall trank aus dem schwarzen Bächlein und ihr Herz war der Trübsal übervoll, daß sie kein kleines Liedlein wagte. Aber aller Klang und Sang in ihr ward von dem Leid durchtränkt, und wenn zum Abend die hellen Lichter in Schleiern versanken, quoll es dunkel und machtvoll aus ihr hervor und sie rief ihre klagenden schluchzenden Strophen über das stille Tal.

Die Not hatte ihr Lied durchglüht und ihm eine Tiefe und Innigkeit gegeben, davor sie selbst erschrak.

Dann kamen die Jahre, da auch diesen beiden Bäumen die Stunde der Erfüllung schlug. Aber das Bächlein blieb; noch hatte die Erde der Tränen übergenug für Jahr und Tag.

Da ging ein Weib über den Hang so überernst und schweren Ganges, als trage es alle Not und alles Leid der Welt auf seinen Schultern; das konnte nur Maria, die Mutter des Gekreuzigten sein.

Sie sah lange versonnen auf das Tal zu ihren Füßen und ließ sich dann auf einem Baumstumpfe nieder, dessen Wurzeln ein dunkles Bächlein entquoll.

Die Sonne fiel hell auf den baumlosen Hang, und der Brand des Tages umflutete die Frau mit heißen Wellen.

Und da sie eine Weile gesessen, schöpfte sie mit ihrer Hand aus dem dunklen Quell und trank die kühle Flut in sich.

Und alsobald stiegen die Wasser der Not in ihr bergehoch und füllten die Augen und flossen als zwei kleine Bächlein wieder daraus hervor.



Deutsche Weihnacht

Von Agnes Harder (Nachdr. verb.)

Am deutschen Lebensbaum auf hoher Wacht
drei Lichter flammen in der Weihnachtsnacht.

Das erste brennt dem heiligen Geist,
der Wahrheit ist und hin zur Wahrheit weist.

Das zweite brennt der Liebe, die ganz still
sich opfert und dem Ganzen dienen will.

Das dritte brennt der ungebrochenen Kraft,
die aus dem Willen das Verlorne schafft.

Schau, jene heilige Dreieinigkeit,
sie grüßt auch dich, du armes Kind der Zeit.

So lange ihre hellen Lichter brennen,
darfst du die Hoffnung deine Schwester nennen!

Maria weinte; all ihr großes Herzeleid löste sich in Tränen auf und wollte nimmer enden. So groß war die Not in ihr. Welle auf Welle stieg aus der Tiefe ihres Herzens und die Brunnen aller Schmerzen taten sich auf und quollen schluchzend über. Da war kein Damm, der die Flut hielt. — Da ließ sie den Tränen ihren Lauf und wehrte ihnen nicht mehr. — Aber alles Leid findet einmal ein Ende und alle Tränen versiegen einmal. Da nun die Augen Marias trocken geworden waren, stand sie auf und war leicht und frei, als habe sie eine Last von sich getan. Und sie sah in das goldene Tor des Himmels, das von roten Rosen überblüht war, und sah das Tal zu ihren Füßen im Segen der Oelberge und Weinberge. Und sie sah wieder, daß die Welt schön war.

Und sie fühlte mit einem Male, daß Gott kein Leid auf die Welt sendet, dem nicht ein himmlischer Segen innewohnt. Und daß da kein Tod ist, ohne ein verborgen Leben.

Und sie schritt getröstet in das Tal und trug ihre Tage in Demut und Stille.

Heute noch fließt das Bächlein auf dem Gebirge Judas, und eine alte Sage geht, wes Herz voll Kummer und Leid sei, der müsse von seinem Wasser trinken und er werde getröstet und zufrieden mit seinem Geschick in seine Hütte zurückkehren.

Der sanfte Heinrich

Ein Weihnachtserlebnis von Gustav Renker.

In unserem Walde, der sich hoch den Berg hinan zog, hatten wir nur eine Stelle, an der die echte Edeltanne vorkam. Am jäh abfallenden Rande der Schwarzbachschlucht, inmitten des gemeineren, struppigen Fichtenvolkes, war ein kleiner Bestand des begehrten Baumes, ohne den mir heute noch ein Weihnachtsfest nicht vollkommen erscheint. Die einfarbig grüne Fichte vermag den köstlichen Grausilberglanz der Edeltanne nie zu ersetzen. Und jedes Jahr wieder, wenn die wundervolle Zeit der Rauhnächte kam, wenn Christfestahnen durch das tiefverschneite Bergdörflein zog, ging ich in die Schwarzbachschlucht hinauf, um eigenhändig die Weihnachtstanne zu schlagen.

Dazumal war ich achtzehn Jahre alt. Ich nahm die Steigeisen, steckte die Axt in den Rucksack und warf das Schrotgewehr über. In der Schlucht gab es Füchse.

„Paß auf, daß Du nicht mit dem sanften Heinrich zusammenstößt. Drei Tage vor Weihnachten holt der sich sicher in unserem Revier einen Festtagsbraten. Nun, nach dem Fest werd ich mir den Mann einmal ausborgen und ihm beim Wildfrevel erwischen."

Also mein Vater. Er war sonst ein grundgütiger Mensch, aber den sanften Heinrich haßte er. Der räuberte Hasen und Rehwild, machte die Bäume mit dem Pechschaben zuschanden und holte Brennholz, ohne die Erlaubnis zu haben. Mir mit meinen achtzehn Jahren war gar nicht wohl bei dem Gedanken, ich könnte oben in der Einsamkeit mit dem Heinrich zusammenstoßen. Groß und lang war er. Brandrotes Haar stand ihm wie ein Flammenbüschel rechts und links von den Ohren ab, und brandrote Wut leuchtete in seinen Augen auf, wenn er sich gereizt fühlte. Er war ein berüchtigter Raufer und Messerheld — deshalb nannte man ihn ironisch „sanfter Heinrich".

Die Schwarzbachschlucht war eine fortlaufende Kette kristallharter Eiskaskaden. Tief unter der gläsernen Decke raunte und rumorte das Wasser. Steil baute sich die Wand auf, von deren oberem Rande schon die grausilbernen Astspitzen der begehrten Tannen in die Tiefe schauten. Das Gewehr ließ ich unten stehen, mit den Eisen an den Füßen schlängelte ich mich vorsichtig und langsam die vereisten Felsbänder empor. Auf einmal rutschte ich. Schnee stäubte auf, Eiszapfen klirrten. Und dann lag der Bub unten in der Schlucht eingemummelt in eine Schneemulde und konnte den rechten Fuß nicht rühren. Gebrochen war etwas — wie der Arzt später feststellte, der Knöchel.

Ich befand mich in einer dummen, wenn nicht verzweifelten Lage. Denn daheim hatte ich gesagt, daß ich das Christbaumholen mit dem Fuchspassen verbinden, möglicherweise in der unteren Jagdhütte übernachten und erst anderntags mit der Tanne heimkommen wollte. Suchen würde man mich also nicht. Und kriechend durch die Schlucht ins Tal gelangen konnte ich auch nicht. Zwischen mir und der ersten Siedlung floß der eisgepanzerte Bach mit seinen senkrechten Wasserstürzen. Eine recht ungemütliche Aussicht, hier in der Schlucht vielleicht die Dezembernacht zubringen zu müssen. Kalt würde sie werden, das bewies das donnernde Krachen der Eisdecke tief unten über dem See.

Ich kroch auf allen Vieren an die Felswand, wühlte mich in ein Loch zwischen Stein und Schnee und kratzte alle erreichbaren dürren Farrenblätter los, um mir wenigstens zeitweise in der nahenden Nacht ein Feuerlein anzünden zu können. Zwischendurch schrie ich laut, so daß an den Schluchtwänden das Echo gespenstisch hingeisterte. Aber wer sollte in der Nähe sein? Unser Revierförster war nicht am Berge, das wußte ich. Und der Holzknechtsweg lag weitab. Aber der „sanfte" Heinrich. Der fiel mir als Rettungsanker ein. Vielleicht war er wirklich, wie mein Vater gemeint hatte, wildern gegangen. Ich rief seinen Namen. Wie er standesamtlich hieß, wußte ich nicht einmal — den kannte kaum einer im Dorfe. Der „sanfte Heinrich" wars, weiter nichts.

Die Dämmerung fiel über den Berg. Unten im Tale leuchteten die Lichter auf. Das Krachen der Eisdecke im See mischte sich wie Rollen einer fernen Trommel in das Brausen des Bachwassers. Im Süden brannten die italienischen Berge purpurn auf, wandelten sich dann zu schaurigem Leichenweiß. Und die Kälte kam, kroch durch Hemd und Weste, Halstuch und Joppe. Aber noch jemand kam: der „sanfte Heinrich". Vorsichtig steckte sich sein Feuerkopf hinter einem Fichtenbestand hervor. Ein ungemütliches Grinsen flog über sein Gesicht, als er mich so elendliglich liegen sah.

„Vom Fels gerutscht, junger Herr, he?"

Das mußte ich zugeben. Ich erklärte ihm meine peinliche Lage und bat ihn, mich ins Tal zu begleiten. Statt aller Antwort nahm er mein Gewehr und besah es: „Ein feines Gewehr. Wenn jetzt da ein Hase um den Weg wäre."

Ich wurde in meiner Hilflosigkeit frech. „Hinter den Fichten habt Ihr wahrscheinlich auch Euer Gewehr stehen, Heinrich. Gesteht es nur."

„Na, und wenn?"

„Das ist Wilddieberei. Die Jagd gehört dem Vater."

Das rote Leuchten zündete in seinen Augen, jenes Leuchten, das im Wirtshaus selbst die stärksten Bauernburschen schweigen ließ. „Ja, weil er das Geld dazu hat. Aber glauben Sie, junger Herr, meine Kinder essen nicht auch einmal gern zu Weihnachten einen Braten? Sonst sehen wir das doch nie auf dem Tisch."

„Sie dürfen sich einen Hasen schießen, wenn Sie mich jetzt heimbringen."

„Den Hasen schieß ich, wenn ich will," fuhr er auf. Und auf einmal, viel zarter und weicher: „Tuts arg weh, Bübel? Wie kann man nur so dumm fallen! Leicht erfrieren hättest können in der Schlucht, wenn der Heinrich nicht wildern gegangen wäre."

Er löste mir den schon hart gefrorenen Schuh vom Fuße, rieb und preßte an meinem Gehwerkzeug, daß ich dachte, er zermalme mir die Knochen. Aber es war gut so — das Blut begann wieder zu kreisen. Dann nahm der „sanfte Heinrich" zuerst mein Gewehr über die Schulter, holte seines, einen uralten Vorderlader, aus dem Busch, hob mich huckepack auf den Rücken und begann den Abstieg. Nun begann ein Weg auf Leben und Tod, denn die Dunkelheit war schon weit vorgeschritten, und ein Gleiten auf den steilen Eisflanken hätte uns beide in den gischtenden Wildbachkessel hinab befördert. Doch der Heinrich ging sicher; seine mit Steigeisen bewehrten Füße waren wie Wurzeln dem Boden verbunden. Ueber schmale Gesimse huschte er hin, an zähem Gerank hielt er sich fest, durch vereiste Rinnen glitt er nieder — immer mich als lebendige Last auf den Schultern. Bis wir endlich im Tal waren, auf dem ausgetretenen Wege hinab stampften zu meinem Vaterhaus. Dort trat der Heinrich ohne Förmlichkeit in die Wohnstube, wo die Eltern und Brüder eben beim Abendbrot saßen. Mich legte er wie ein Bündel Kleider auf den Divan und meinte: „Die Sach' da muß ein bissel aufgewärmt werden. Wär leicht erfroren."

„Heinrich," rief ich ihm nach, als er sich zur Tür wandte. — Er war fast beleidigt. „Ist was nicht recht?"

„Den Hasen können Sie schießen, — nicht wahr, Vater? Er hat mich gerettet."

Da aber nahm der Heinrich seine verschabte Pelzhaube vom Kopfe, faltete bittweise die Hände und sagte: „Nicht den Hasen, den Hasen nicht, gnädiger Herr. Aber Brennholz ist draußen, ein ganzer Stapel voll. Wenn ich das kleinmachen dürfte. Ganz billig arbeit ich."

Um Arbeit bat er. Und da kams heraus: Die Bauern gaben ihm keine. Der Heinrich hatte einmal im Jähzorn einen Burschen schwer verletzt und mußte darauf ins Gefängnis. So etwas vergißt der Bauer nicht. Hier und da bekam er bei der Bahn etwas zu tun; dann wieder verkaufte er Dinge, die er aus unserem Walde geholt hatte: Baumpech, Ameiseneier, Heilwurzeln, Pilze. Davon lebte er, das verhärmte Weib und die vielen Kinder in der Hütte.

Der sanfte Heinrich durfte die Stapel Holz klein machen. Und später auch das Eis um unsere Schiffshütte ausschlagen, damit der gewaltige Druck nicht Pfosten und Boote zerschmetterte. Als der Sommer kam, war er unser Faktotum und ist es geblieben bis zu jenem Tag, da ihn eine jähe Lungenentzündung wegraffte. Die rote Wut in seinen Augen verschwand allmählich, da sich der Heinrich nun vor Arbeit und Tätigkeit sah und merkte, daß er geschätzt wurde.

Allweihnachtlich war er es, der mich nach dem Edeltannenbestand in die Schlucht begleitete, sich dort gleichfalls ein Tännlein für seine Kinder abhackte und dabei mit sehr moralisierenden Worten von dem Zufall jenes Winterabends sprach, der ihn wieder zu einem vollwertigen Mitglied der menschlichen Gesellschaft hatte werden lassen.

Von Steuermannshosen und Palmenwedeln

Auch eine Weihnachtsgeschichte von Ernst Römer.

Genau berichtet: Es handelte sich damals um eine weiße Hose, um eine Maibüx, wie man sie in den nordwestdeutschen Küstenstrichen unseres Vaterlandes nennt. Um eine Maibüx, jawohl. Nun mag es zunächst unverständlich erscheinen, was ein solches Kleidungsstück — in seiner leuchtenden Weiße zugleich ein sinnbildlicher Ausdruck für die lieblichste aller Jahreszeiten — mit der Weihnachtszeit zu tun haben kann. Da pflegt man sich doch am ehesten in feierliches Dunkel zu kleiden. Aber ich will Ihnen das gleich erzählen.

Meine Aufzeichnungen von damals vermelden noch eine andere Tatsache: Wir waren nämlich an einem Freitag in See gegangen. Nun neigt ja der Seemann bekanntlich dazu, jede abergläubische Regung, die ihm vom Bewohner des festen Landes angedichtet wird, schroff zu verneinen. So ist es auch mit dem Märchen vom Freitag, an dem die Seeleute nur ungern in See gingen. Als ob wir das an einem Sonntage lieber täten!

Immerhin, ich besitze es schwarz auf weiß: Wir waren mit unserer guten alten Bark Gesine an einem Freitag von Trinidad aus in See gegangen. Das war am Heiligen Abend. Und in der Nacht eben ereignete sich der Unfall mit der Hose . . . Dieses Freitagsdatum macht mich heute, nach über zwei Jahrzehnten, doch etwas stutzig.

Aber damals noch nicht. Wir beiden Schiffsjungen dachten uns gar nichts dabei. Unsere Gesine fuhr mit uns durch die unwirtliche Bläue des Karaibischen Meeres, wir sollten nach zwei, drei Wochen vielleicht auf dem Mississippi ankommen.

Die Tatsache eines durch tropische Gewässer segelnden Schiffes mit einer Ladung Asphalt im Leibe mag, von hier aus gesehen, mit der Pflege von Weihnachtsgebräuchen wenig zu tun haben. Aber die Männer der Gesine wollten auf ihr Stück Heimat auch in dieser Gegend der westlichen Halbkugel nicht verzichten. Wenigstens nicht völlig. Und so hatten wir uns aus dem Urwald von Trinidad zwei besonders schöne Palmenzweige geholt. Als Ersatz für die nordische Tanne.

Jene tropischen Erzeugnisse wurden am Christabend an der Spitze des Klüverbaums und am Top des Fockmastes als weithin sichtbare Kundgebung für unsere festlich gestimmten Seemannsherzen befestigt. Palmenwedel gelten ja überdies als Wahrzeichen des Friedens und der Eintracht, und so war von uns aus alles getan, um in sinniger Weise ins Weihnachtsfest hinein zu segeln.

Es kam eine Nacht voll Tropenzauber und heimlicher Wunder. Die bestirnte Feste wölbte sich über dem nächtlichen Meeresraum, ab und an schrieb ein fallendes Meteor seine grünlich schimmernde Bahn in die Nacht und verlor sich in Allferne. Am Himmelssaum zuckte ein unaufhörliches Wetterleuchten wie göttliche Offenbarung und im Mittelpunkte dieser zauberisch runden Wasserscheibe, genau und unabänderlich in ihrem Mittelpunkte, strichen wir unter allen Segeln vor einem lauen Südostwind dahin.

Daß eine solche Nacht zum Träumen einlud, wird man verständlich finden. Und so träumten wir denn auch, wir beiden Schiffsjungen, träumten mit offenen Augen. Zunächst wenigstens. Wir lagen auf dem Großluk, die Hände unterm Nacken verschränkt, und beobachteten, wie die Mastspitze im leisen Schlingern des Schiffes um die Sterne kreiste. Die Mastspitze mit dem Palmenwedel.

In der Hauptsache natürlich hatten wir unsere Wache zu gehen. Und das taten wir ja auch. Wir waren uns der Verantwortlichkeit unserer Aufgabe voll bewußt. Denn die Matrosen, der Kern der Wachmannschaft, schliefen. Das gab es eben auf Handelsschiffen, wenn die Reisen durch Schönwettergegenden führten.

Nun war jene Nacht nicht nur zauberisch und still, sondern auch warm. Sehr warm. Und wir beide lagen auf dem Großluk. Weil man schließlich nicht dauernd auf und ab gehen konnte. Lagen auf dem Rücken und sahen in die Sterne. Die von dem Palmenwedel gekitzelt wurden. Diese Vorstellung hatte ich nämlich. Doch diese und andere Gedanken zerflossen allmählich — ließen sich einfach nicht mehr festhalten — nun: ich werde wohl richtig geträumt haben. Mit geschlossenen Augen, meine ich . . .

Der Traum wurde ein Teerfaß — ganz deutlich zu riechender, sehr deutlich zu schmeckender Teer — Braunteer — jawohl, ganz deutlich — Deuwel noch mal . . . es hieß mich ausspucken, noch einmal — puh.

Sichaufrichten — Dösen. Neben mir gleichfalls: Sichaufrichten, Umsichglotzen. Wir starrten uns beide an: hallo — wir sind eingeseift worden! Und wie!

Wir liefen auseinander, ich nach vorn ins Bootsmannsspind. Was ich im Dunkeln zu fassen bekam, griff ich: einen Sack, ein Stück Segeltuch, eine Handvoll Werg. Wischte und rubbelte unausgesetzt. Es stank noch immer ganz dicht und furchtbar.

Da schrillte vom Achterdeck die Steuermannspfeife. Scharf. Zweimal. Das galt uns Schiffsjungen.

Unser erster Steuermann war nun ein Mann, wie er selbst vom oldenburgischen Volksstamm, dem er angehörte, selten hervorgebracht wird. Er maß gute sechseinhalb Schuh Höhe, hatte einen ungemein wuchtigen Oberkörper, der keilförmig in den Hüften verlief. Aus diesen Hüften wuchs jede Bewegung seines Körpers wie spielerisch hervor und verdeckte so die Wahrnehmung der ungeheuren Kräfte, die diesem Manne inne wohnten. Wir hatten einmal gesehen, wie er einen aufsässigen Matrosen beim Leibriemen nahm und mit steifen Armen außenbords über die Verschanzung hielt.

Wir beeilten uns daher, dem gepfiffenen Befehle Folge zu leisten. Und rechneten mit dem schützenden Dunkel der Nacht für unsere verteerten Gesichter.

Es handelte sich um eine nebensächliche Arbeit, die rasch ausgeführt war. Dabei umschnüffelte der Gewaltige ohne ersichtliche Ursache unsere Köpfe. Und im Halse kollerte ihm ein Lachen. Im tiefsten Baß. Jetzt errieten wir die Zusammenhänge . . . und wollten schleunigst „verduften." Da schrie er hinter uns her: „Holt man die Fischleine ein! Da sitzt einer dran!" Gemeint war die Angelleine, die wir Tag und Nacht im Kielwasser hinterher schleppten. Wir holten die Leine ein. Aber es saß kein Fisch daran, es war — — —

Ich will es kurz machen: es saß eine weiße Hose am Angelhaken. Mit Teer beschmiert . . . Es war die Feiertagshose des Steuermanns. Die Maibüx fürs Weihnachtsfest.

Wir beiden Schiffsjungen fühlten uns am Hosenbund in die Höhe gehoben. Fühlten wie unsere Häupter gegeneinander prasselten, daß uns die himmlischen Sterne aus den Augen stoben.

„Auswaschen, Ihr Dunnersläge!" dröhnte es wie von fern her. „Auswaschen!" Dann fühlten wir wieder das Deck unter unseren nackten Sohlen und schossen davon.

Es kam zu einer Aufklärung darüber, wie die Steuermannshose von ihrer Zugleine bis zum Angelhaken außenbords gelangt sein konnte. Zu einer Aufklärung durch Schiffsjungenfäuste. Mit dem Ergebnis, daß nicht ich den Teer aus der Maibüx zu waschen hatte, sondern der andere. Aber meine Festbeulen am Kopfe hatte ich weg.

Wir hätten eben doch nicht an einem Freitag in See gehen sollen. Noch dazu am Heiligen Abend.

Eine Christnacht an der chinesischen Mauer

Erinnerung von W. Bahldiek - Hannover.

Carstens und ich, wir hatten uns in Kalgan mit Jang-fung-pe angefreundet, der ein flott gehendes Handelsgeschäft betrieb. Denn Jang war, wohl weil er durch uns manchen Dollar verdiente, durchaus nicht fremdenfeindlich. Und Seine Majestät der Dollar beseitigte auch in China Feindschaft und Freundschaft — je nachdem. Unser Jang verstand es auch sonst noch, sich die fremden Teufel dienstbar zu machen, nur Geld durfte es ihn nicht kosten; er pochte dabei gern auf unsere Freundschaft. Kleine Gefälligkeiten hatten wir ihm schon öfter erwiesen, insbesondere ihm geholfen, ebenso geldgierige Mandarinen und Bonzen um ihre besonderen „squeeze" (Zoll) zu bringen. Doch eines Tages sagte Jang: „Liebe Freunde, ich muß Euch um eine große kleine Gefälligkeit bitten. Ich erwarte zwei Handelsfreunde aus dem Lande östlich der Großen Mauer, die mir Taels bringen. Sie haben mir Nachricht gegeben, daß sie in Ku-pei-kou eingetroffen sind. Diese feigen Schakale wollen wegen der vielen Wegelagerer im Gebirge, von denen sie träumen, nicht weiter reisen. Da sie wissen, daß ich ein tapferer Bär bin, baten sie mich, mir meine Taels von Ku-pei-kou zu holen. Ich bin aber hier nicht eine Stunde entbehrlich . . ."

Das war Selbstbeweihräucherung großen Stils, denn Jang-fung-pe war ein Hase, und sein Geschäft hatte noch immer geblüht, wenn er sich in Peking tagelang amüsierte. Es ist in diesem Falle auch nicht widersinnig, daß ich ihm antwortete: „Jang, Du bist eine großartig gelungene Kreuzung zwischen Häsin und Fuchs, denn Du hast die Begabungen beider." Er wußte es ebenso gut wie wir, daß man von Räubern im Nankou-schan (Gebirge) nicht zu träumen brauchte, sie waren da. Trotzdem — oder vielleicht gerade darum, wer kennt sie so genau? — ritten wir am anderen Tage los.

Im Sommer waren wir auf dem etwa 1700 Meter hohen Berge Wu-lung gewesen. Bis zu dem Orte Ku-pei-kou hatten wir damals fünf Tage gebraucht. Jetzt aber war es Winter, bitterkalt und die Dämmerung brach früh herein. Deshalb rechneten wir nun mit acht Tagen. Die Aussicht, die Christnacht einsam in Ku-pei-kou verbringen zu müssen, verstimmte uns zwar etwas. Aber was tut man nicht für einen chinesischen Freund!

Unsere Ponies waren gut genährt, die Wege dort gefroren. Wir kamen zuerst schnell voran. Aber hinter Hwai-lai wurde es ungemütlich, denn in den Pässen und Schluchten des Nankou-schan hat das Zurechtfinden Schwierigkeiten; die Landkarte war ja der reine Schwindel. Und es wehte ein eisiger Wind. Als einziger Wegweiser diente uns die Große Mauer, die sich durch Schluchten und über Berge schlängelte. Aber sobald es dunkelte, war sie in dem verschneiten Gebirge nicht mehr zu erkennen. Chinesen trafen wir bei dieser Hundekälte nicht. So verloren wir manche Stunde, fanden aber für die Nacht noch immer ein Unterkommen. Weil wir noch vor Abend Ku-pei-kou zu erreichen hofften, ritten wir am 24. Dezember noch um 15 Uhr eilig durch ein kleines Dorf. Eine Stunde später setzte ein solches Schneegestöber ein, wie ich es noch nicht erlebt hatte. Im Nu war es stockfinster, der eisige Sturm heulte und pfiff ringsum durch die Schluchten und hoch oben über die Höhen. Er warf Berge von Schnee gegen und auf uns, benahm uns fast den Atem und wollte uns umwerfen.

Wir befanden uns in einem Engpasse und wehrten uns verzweifelt dagegen, lebendig begraben zu werden. Jeder Schritt war ein Kampf gegen Wind, Schnee, Kälte. Plötzlich flaute der Sturm ab, und als wir aus dem Paß heraustreten und ins Tal hinabstiegen, hingen Mond und Sterne wunderbar klar am schwarzblauen Himmel. Im Tal stießen wir wieder auf die Mauer. Aber wo lag Ku-pei-kou? Kein Weg war zu sehen, nirgends ein Licht. Lag der Ort westlich oder östlich von uns? In jedem Falle hieß es: wieder hinauf klettern in die verschneiten Berge. Weil aber weder wir noch unsere Ponies dazu imstande waren und weil wir uns auch nicht auf gut Glück für eine Richtung entschließen konnten, machten wir es uns in einer mannshohen Einbruchsstelle der Großen Mauer bequem. Wir hatten uns in Schafpelze eingehüllt. Daher störte uns in der Höhle die Kälte wenig. Aber die armen Pferde, die draußen stehen mußten und die Köpfe hängen ließen, taten uns leid.

Voller Grimm auf unseren chinesischen Freund Jang-fung-pe, der Schuld daran war, daß wir diese Heilige Nacht in einem Loche der zerfallenden, wenn auch über 1200 Jahre alten Chinesischen Mauer verbringen mußten, schliefen wir bald fest ein.

Es konnten zwei Stunden vergangen sein, als wir durch Geräusche erwachten. Wir sprangen auf und prallten draußen auf zwei Gestalten, die wir in Deutschland für Weihnachtsmänner gehalten hätten. Infolge unserer landesüblichen Vermummung hielten sie uns für Chinesen. Von ihrem Wortschwall verstanden wir nichts. Wir dachten natürlich sofort an Räuber und hielten ihnen die Revolver vor die Kehle. Sie waren aber viel freundlicher gesonnen als wir und begriffen auch schnell, wohin wir wollten. Sie führten uns einige hundert Meter westwärts und vor uns im Tale lag eingehüllt in Schnee Ku-pei-kou.

Dann lieferten sie uns an die taelsschweren Freunde Jangs aus. Wir wurden gut aufgenommen. In dem Hause verkehrten offenbar fortschrittlich denkende Chinesen. Aber ihre Verwunderung über unser Unternehmen und über den klugen Jang-fung-pe kannte keine Grenzen.

Als ich im behaglich warmen Zimmer auf der Ofenbank einschlummerte, träumte ich von kerzengeschmückten großen Tannenwäldern im schneeverwehten Harzgebirge — und ein endloser Zug von Chinesen brachte mir Berge von Taels.

Aus klassischer Zeit

Kleine Geschichten.

Christbaum für Joli.

Während seiner Leipziger Studentenzeit verkehrte Goethe auch in der Familie des Zeichners Körner, in der er sich unbeliebt machte, weil er einmal den Vater wiederholt dazu verführte, mit ihm zusammen „Auerbachs Keller“ zu besuchen, und zum anderen, weil er sich mit dem Windspiel Joli mehr als mit den Kindern beschäftigte. „Für Joli,“ erzählte Marie Körner, brachte er immer etwas zu naschen mit, wenn wir Kinder aber mit verdrießlichen Blicken dieses bemerkten, wurden wir bedeutet, das Zuckerwerk verderbe die Zähne und gebrannte Mandeln und Nüsse die Stimme. Goethe und der Vater trieben ihren Mutwillen so weit, daß sie an dem Weihnachtsabend ein Christbäumchen für Joli, mit allerhand Süßigkeiten behangen, aufstellten, ihm ein rotwollenes Kamisol anzogen und ihn auf zwei Beinen zu dem Tischchen, das reichlich für ihn besetzt war, führten, während wir uns mit einem Päckchen brauner Pfefferkuchen, welche mein Herr Pate aus Nürnberg geschickt hatte, begnügen mußten. Joli war ein so unverständiges, ja, ich darf sagen, unchristliches Geschöpf, daß er für die von uns unter unserem Christbaum aufgeputzte Krippe nicht den geringsten Respekt hatte, alles beschnupperte und mit einem Happen das zuckerne Christkindchen aus der Krippe riß und aufknabberte, worüber Herr Goethe und der Vater laut auflachten, während wir in Tränen zerflossen. Ein Glück nur, daß Mutter Maria, der heilige Joseph und Ochs und Eselein von Holz waren: so blieben sie verschont.

Der falsche Geburtstag

Karl Stadelmann, Goethes Diener, erhielt am 27. August 1818 früh Befehl, zwei Flaschen Rotwein heraufzubringen und in den sich gegenüberliegenden Fenstern aufzustellen. Nachdem dies geschehen, beginnt Goethe seinen Rundgang durch das Zimmer, wobei er in abgemessenen Zwischenräumen an einem Fenster stehen bleibt, dann am anderen, um jedesmal ein Glas zu leeren. Nach einer geraumen Weile tritt Rehbein, Goethes Hausarzt, in das Zimmer.

Goethe: Ihr seid mir ein schöner Freund! Was für einen Tag haben wir heute und welches Datum?

Rehbein: Den 27. August, Exzellenz.

Goethe: Nein, es ist der 28. und mein Geburtstag.

Rehbein: Ach was, den vergesse ich nie. Wir haben den 27.

Goethe: Es ist nicht wahr! Wir haben 28.

Rehbein (bestimmt): Den 27.

Goethe (klingelt, Karl tritt ein): Was für ein Datum haben wir heute?

Karl: Den 27. Exzellenz.

Goethe: Daß Dich . . . Kalender her! (Karl bringt den Kalender).

Goethe (nach langer Pause): Donnerwetter! Da habe ich mich umsonst besoffen!

Wie Schillers „Tell“ entstand

hat Goethe A. von Conta erzählt, und zwar mit folgenden Worten: „Schiller behauptete, der Mensch müsse kennen, was er wolle, und nach dieser Methode verfuhr er auch. Ich will Ihnen ein Beispiel geben. Schiller stellte sich die Aufgabe, den „Tell“ zu schreiben.“ Er fing damit an, alle Wände seines Zimmers mit so viel Spezialkarten der Schweiz zu bekleben, als er auftreiben konnte. Nun las er Schweizer Reisebeschreibungen, bis er mit Weg und Stegen des Schauplatzes des Schweizer Aufstandes auf das genaueste bekannt war. Dabei studierte er die Geschichte der Schweiz, und nachdem er alles Material zusammengebracht hatte, setzte er sich an die Arbeit, und“ — hier erhob sich Goethe und schlug mit geballter Faust auf den Tisch — „buchstäblich genommen, stand er nicht eher vom Platze auf, als bis der „Tell“ fertig war. Ueberfiel ihn die Müdigkeit, so legte er den Kopf auf den Arm und schlief. Sobald er wieder erwachte, ließ er sich - nicht, wie ihm fälschlicherweise nachgesagt wurde, Champagner — sondern starken schwarzen Kaffee bringen, um sich munter zu halten. So wurde der „Tell“ in sechs Wochen fertig; er ist aber auch aus einem Guß. Als er mir das fertige Werk brachte, machte ich ihn darauf aufmerksam, wie es komme, daß der Landvogt auf den Einfall gerät, Tell solle den Apfel von des Knaben Kopf schießen und bemerkte, daß das nicht gehörig motiviert sei. Schiller war hierüber etwas unwillig; allein ungefähr den dritten Tag brachte er die Szene mit dem Knaben, der behauptete, sein Vater könne mit dem Pfeil jeden Apfel vom Baum schießen. Sehen Sie, Freund, jetzt ist eine Szene, so machte es sich herrlich.“

In der Taiga verirrt

Ein Erlebnis in Ostsibirien von Joseph M. Velter.

(Nachdruck verboten.)

Von allen Zweigen tropfte es. Grün, dunkel, undurchdringlich stand die Wand des Urwaldes, der endlosen menschenleeren Taiga, um mich. Kein Vogelruf, kein Laut, nur unaufhörlich fielen Tropfen, rannen und rieselten.

Kein Zweifel mehr, ich hatte mich verirrt.

Früh am Morgen war ich aufgebrochen, von unserem Zeltlager aus, das an einem kleinen, namenlosen Nebenflüßchen des Tundawaku stand, im Herzen des ödesten, völlig unerforschten Bezirks westlich des Sichota Alin. Mein Gefährte Imquill lag krank, fiebernd, im Zelt, gepflegt von dem udechesischen Jäger Pau, dem einzigen Menschen, dem wir vor Wochen schon in der verfallenden Jägerhütte Lasawaisa in den Wildnissen am Waku begegnet waren. Er hatte sich uns auf dem Ritt durch die grenzenlose Oednis zum Ussurigebiet angeschlossen. Nun braute er dem von Fiebern geschüttelten Kameraden phantastische Tränke, das einzige, was zu tun blieb, nachdem unsere Chininvorräte längst aufgebraucht waren.

Ich wollte für unsere Küche ein Stück Wild erlegen, einen Isjubrhirsch, ein Kabarga oder ein Kasulia, ein sibirisches Reh. Stundenlang war ich durch die Taiga gestreift. Vergeblich. Dünner Regen rann aus den dichten Kronen der Baumriesen, aus Ahornen, Schwarzbirken und mongolischen Eichen. Bis über die Stiefel sank der Fuß in quellend nasses Moos, die Knie streiften durch ebenso nasses Waldriedgras, und nach kaum einer Stunde war ich naß bis auf die Haut. Dazu kam, daß tausend grauenvoll peinigende und quälende Mücken- und Gelsenschwärme ihr blutgieriges Wesen zu treiben begannen.

Endlich, am frühen Nachmittag, stand vor mir polternd ein Reh auf und brach in langen Fluchten durch die Zweige. Ich riß das Gewehr hoch und zog durch. Das Tier zeichnete kurz und verschwand in den dichten Büschen der dornenlosen wilden Rosen und den rosafarbenen Spiräen, die sich zwischen wuchernden Haselsträuchern unübersehbar weit hinzogen.

Ich stürzte auf die Anschußstelle zu, fand aber weder Schweiß noch Schnitthaare. Als ich mich umsah, verlor ich zudem die Gewißheit, tatsächlich an der Anschußstelle zu weilen. Ich begann, die Umgebung abzusuchen, dann dem weidwunden Tier ohne sichere Fährte zu folgen. Durfte es geschehen, daß es sich irgendwo im Wundbett niedertat und verluderte?

Stunde auf Stunde verging. Inzwischen aber hatte ich den Weg ganz außer acht gelassen. Wo war ich? In welcher Richtung mußte ich unser Zelt suchen? Ich wußte es nicht mehr. Nur eines gab es: die Fährte, den Weg wieder aufzufinden, den ich vor Stunden vom Anschuß aus genommen hatte. Mit dem Messer schnitt ich vor dem Abmarsch ein Rindenstück aus einer daurischen Linde, um wenigstens diese Abmarschstelle zu kennzeichnen. Dann ging es zurück durch die unendliche, schweigende Wildnis, zwischen tropfenschweren Asterbüschen und durch schnellendes Unterholz, über sturmentwurzelte Baumstämme, immer in der Hoffnung, wenigstens einen Bach oder ein Flüßchen anzutreffen, dessen Lauf ich zum Tundawaku zu folgen vermöchte.

Immer gleich aber stand die Wand der dunkelgrünen Waldwüstenei ringsum, ohne dem gequälten Auge auch nur einmal auf mehr als zehn Meter freie Sicht zu bieten. Viertelstunde auf Viertelstunde verrann so. Es begann langsam zu dunkeln. Zwischen den Stämmen der Bäume tauchten dünne, weiße Nebelschwaden auf. Nicht lange mehr, und ich mußte die Hoffnung aufgeben, meine eigene Fährte wieder zu finden.

Ein unbestimmbares Entsetzen begann mich zu beschleichen. Oft genug war es mir geschehen, daß mich ein leises Grauen gepackt hatte, wenn ich allein in diesen unvorstellbar öden Wildnissen der Taiga weilte, wenn ich Tausende von Kilometern ringsum nur Wald wußte, menschenleer, stumm, weg- und pfadlos. Aber jetzt und heute, da die Nacht nieder zu sinken begann und ich mich verloren, verirrt sah, ohne Aussicht, jemals wieder das Zelt und die Gefährten zu finden!

Die Nebel zogen und verdichteten sich zu weißen Schwaden. Ich hastete vorwärts. Sinnloses Jagen eigentlich, da es unsicher blieb, ob nicht jeder Schritt mich weiter vom Ziel entfernte. Bis ich, nach Stunden, wie vom Schlage gerührt voll jähen Entsetzens stehen blieb: Vor mir, nur wenige Schritte entfernt, leuchtete das weiße Fleisch jener daurischen Linde, deren Rinde ich vor meinem Abmarsch entfernt hatte. Also auch mir war jenes geschehen, über das ich zu Hause immer heimlich und ungläubig gelächelt hatte, wenn ich davon las: Ich war im Kreise gelaufen.

Hilflos, völlig erschlagen und erschöpft lehnte ich mich gegen eine Goldbirke. Aber die Füße versagten den Dienst. Langsam glitt ich an dem zottigen Stamm nieder.

Was nun? Es hatte keinen Sinn, nochmals aufzubrechen. Die Nacht war da. Mit ihr aber auch gleichzeitig neue Gefahren, neue Bedrängnis, hier mitten im Gebiet des Tigers, der seine nächtliche Streife um diese Stunde begann, im Lande der roten Wölfe, die in Rudeln auf Wildziegen und Rehe jagten und die mit einem einzelnen Menschen schnell fertig wurden.

Von den Bäumen tropfte es. Ein Kauz schrie. Unsagbares Grauen packte mich, eine nie empfundene namenlose Angst, nicht vor Wolf und Tiger, nein, nur vor der Oede, dem unerträglichen Schweigen der unendlichen, grauenvollen Verlassenheit dieses höllischen Landes. Ich war nahe daran, wie ein Kind zu weinen, völlig die Nerven zu verlieren.

Geräusch, Brechen in den Zweigen schreckte mich auf. Entsetzt fuhr ich hoch, schoß blindlings die Büchse ab. Donnernd brach sich der Schall in den Berghängen. Schweigen. Nur die Tropfen fielen eintönig nieder.

Eine fürchterliche Nacht folgte, die ich, mit meinem Gürtel angebunden, in den Aesten eines Ahornbaumes verbrachte, ein ebenso fürchterlicher, verzweifelter Tag, bis gegen den späten Nachmittag meine Signalschüsse nach endloser Wanderung Antwort bekamen und eine halbe Stunde später Pau, der Udechese, auftauchte, der mich seit zwanzig Stunden gesucht hatte.

Bunte Chronik

* **Der Apfel des Kardinals.** Früher galt es als besondere Ehre, wenn zu einem Festmahl auch der Geistliche erschien. Noch höher wurde er angerechnet, wenn der Kardinal kam. Eine adelige Familie in Breslau hielt ein Familienfest ab. Der Kardinal hatte sein Erscheinen zugesagt und kam auch wirklich. Zwischen zwei tief dekolletierten Damen fand er seinen Platz, und man wunderte sich sehr, daß Eminenz äußerst wortkarg war. Er sprach während der Mahlzeit kein Wort. Schließlich schälte er einen Apfel, zerteilte ihn und reichte den Teller seiner rechten Nachbarin, die nach damaliger Mode am tiefsten dekolletiert war

und aus ihren Reizen durchaus keinen Hehl machte. Verwundert blickte sie auf: „Wie komme ich zu der Ehre, Eminenz?“ fragte sie verwundert, „Sie sprachen bis jetzt kein Wort mit mir und bieten mir nun den Apfel an?“ „Sicher kennen Sie, gnädige Frau, aus der Bibel die Erzählung von Adam und Eva?“ „Gewiß — aber — —?“ „Nun, dann müßten Sie wissen, warum Ihnen heute ein Adam den Apfel bietet. Dort steht nämlich: „Und als Eva den Apfel gegessen hatte, entdeckte sie, daß sie nackt war!“

∗ **Auftauchen des Zarewitsch?** Aus London wird gemeldet: Das Reutersche Büro berichtet aus Kurdistan: Große Aufregung hat in der hiesigen russischen Kolonie die Nachricht hervorgerufen, ein junger Russe, der eine Woche im kurdischen Gefängnis in Haft gehalten wurde, behauptet, er sei der einzige Sohn der Zarenfamilie. Der junge Russe ist in Sulainani (Kurdistan) verhaftet worden, weil er ohne Paß aus Persien nach Kurdistan gekommen war. Er gibt an, er sei viele Jahre hindurch in einem sibirischen Gefängnis gehalten worden und sei von dort nach Persien geflohen. Die Polizei hat den angeblichen Zarewitsch wieder freigelassen mit der Erklärung, daß sie die Angaben des jungen Mannes weder prüfen noch bestätigen könne. Der Zarewitsch würde gegenwärtig 25 Jahre alt sein, während der junge Russe, dem Aussehen nach, nicht älter als 20 Jahre ist. Die Aehnlichkeit aber mit der russischen Zarenfamilie grenzt an das Erstaunliche.

∗ **Was der König nicht tut!** Der König von England weigert sich, dem Botschafter des Rätebundes die Hand zu reichen. Für die nächsten Tage erwartet man die Uebergabe der Beglaubigungsschreiben der Botschafter Englands und Rußlands in Moskau und London. Gleichzeitig soll ein Notenaustausch in der Frage der kommunistischen Werbearbeit erfolgen. Der Londoner Vertreter des Echo de Paris weiß als Grund für die Verzögerung des formellen Amtsantritts des Rätebotschafters, der bereits seit einigen Tagen in London weilt, folgendes zu melden: Außenminister Henderson habe dem Botschafter mitgeteilt, daß noch nicht alle Dominien die Wiederherstellung der Beziehungen mit den Räten gebilligt hätten. Der Hauptgrund sei jedoch, daß es der König entschieden ablehne, den Rätebotschafter zu empfangen. Zwischen dem König und Macdonald soll es zu einer erregten Szene gekommen sein, wobei der König ausdrücklich erklärt haben soll, daß er dem Vertreter einer Regierung, die seinen Vater ermordet habe, niemals die Hand reichen werde. Da der König seinen Widerstand nicht aufgab, ist der Ausweg gefunden worden, daß der Prinz von Wales den Botschafter empfing. Um einen Berufungsfall zu schaffen, habe der Prinz von Wales in diesen Tagen den polnischen Gesandten Skirmunt, der in den Botschafterrang erhoben worden war, empfangen. Wenn die Räte irgendwelche Unzufriedenheit äußern sollten, wird auf diesen Fall hingewiesen werden.

sb. **Rundfunkübertragung durch Telefon.** In Bayern machen die Versuche der Rundfunkübertragung durch Telefon derart günstige Fortschritte, daß nunmehr die Empfangsvorrichtung auch in Hotelzimmern zur steigenden Bequemlichkeit der Gäste eingebaut wird. Im Gegensatz zu der geräuschvollen und komplizierten Behandlung des Radio (Empfang über die Atmosphäre) kommt hier der Gast in den Genuß des absolut störungsfreien Empfanges eines reichen Unterhaltungsprogrammes, der Funk-, Kurs- und Wettermeldungen ohne jede persönliche Betätigung einer Apparatur. Den Anspruch, diese im Funkwesen bahnbrechende Art der Uebermittlung auf ferntelephonischem Wege, ohne Antenne und Batterien, als erstes Hotel in Deutschland eingerichtet zu haben, hat das Hotel National in Regensburg.

ck. **Hat Peary den Nordpol entdeckt?** Große Entrüstung herrscht in den Vereinigten Staaten über ein soeben erschienenes Werk, in dem ein hervorragender Kenner der Geschichte der Polarforschung J. Gordon Hayes die Entdeckung des Nordpols durch den amerikanischen Forscher Peary anzweifelt. Hayes untersucht die Darstellung des Polarforschers bis in die feinsten Einzelheiten und kommt zu folgendem Ergebnis: „Sein Anspruch, den Nordpol erreicht zu haben, beruhte ausschließlich auf seiner schriftlich und mündlich gegebenen Versicherung, daß er dort gewesen sei. Er hatte keinen Beweis und nicht den geringsten Zeugen, um seinen Anspruch zu erhärten. Er hat aber selbst Zweifel an seiner Behauptung hervorgerufen: 1. Indem er in wesentlichen Punkten sich in seinen eigenen Angaben widerspricht. 2. Indem er nicht die Entfernung zurückgelegt hat, die notwendig war, um den Pol zu erreichen. 3. Durch das Eingeständnis, daß er weder seine Entfernungen gemessen noch Beobachtungen über die Längengrade oder die Abweichung des Kompasses vorgenommen hat. Gäbe es irgend ein völlig beweiskräftiges Dokument für den Anspruch Pearys, so wäre es sicher von ihm beigebracht worden, aber kein Dokument konnte beweisen, daß er 130 geographische Meilen in zwei Tagen gewandert ist.“ Hayes erkennt Pearys Gutgläubigkeit und echte Begeisterung zu, bezweifelt aber die Wahrheit seiner Angaben. Andere Polarforscher treten diesen Behauptungen mit großer Heftigkeit entgegen, und die ganze Angelegenheit wird von der amerikanischen Presse als einen Angriff gegen die Ehre Pearys aufgefaßt. So sagt z. B. Vilhjalmur Stefansson, der so große Erfahrungen auf diesem Gebiete besitzt: „Einige der Widersprüche in Pearys Bericht sind zweifellos wirklich vorhanden, aber ich erkläre sie mir aus der Eile, mit der er sein Buch zusammengestellt hat; er schöpfte aus drei Quellen, seinen eigenen Tagebüchern und den Berichten von Bartlett und Henson; diese drei Erzählungen sind nicht immer in Einklang gebracht. Ich persönlich zweifle nicht daran, daß Peary den Nordpol auf die Weise, die er in seinem Buch schildert, erreicht hat. Jedenfalls bringt er dafür vollgültige Zeugnisse von andern bei, daß er zu der Zeit, als Bartlett ihn verließ, in einer leicht zu überwindenden Entfernung vom Pol war und daß er eine vortreffliche Ausrüstung hatte.“

∗ **240 Jahre Kerker für einen Schmuggler.** Aus Bukarest wird gemeldet: Vor einiger Zeit wurde der Kronstädter Kaufmann Karl Hardt wegen Seiden- und Spiritusschmuggels zu einer Geldstrafe von viereinhalb Millionen Lei verurteilt. Da Hardt nicht zahlte, wurde er jetzt noch einmal gemahnt und es wurde ihm gleichzeitig mitgeteilt, daß er im Falle der Nichteinbringlichkeit der Strafe eine Freiheitsstrafe antreten müßte, wobei ihm je 50 Lei in einen Tag umgerechnet werden. Hardt hätte demnach eine Freiheitsstrafe von 90 000 Tagen oder etwa 240 Jahren Kerker abzubüßen. Gegen Hardt wurde übrigens schon der Haftbefehl erlassen, ohne daß seine Freiheitsstrafe endgültig bestimmt worden wär.

ck. **Die letzte öffentliche Briefschreiberin von Paris.** In der Nähe des Pariser Saint Lazare-Gefängnisses fällt dem herumschlendernden Wanderer ein kleiner Laden auf, dessen Schild die Worte trägt: „Oeffentlicher Briefschreiber. Authentische Schriftstücke.“ Hier waltet noch eine ältliche Dame eines Amtes, das bis auf die Zeit Karls V. zurückging und einstmals blühte. Heute ist sie die letzte in Paris, die diesen Beruf ausübt. In früheren Zeiten, als noch so viele nicht lesen und schreiben konnten, da war auch in Europa der öffentliche Briefschreiber eine viel begehrte Persönlichkeit. In ihrer Jugend hat die Frau noch sehr viel zu tun gehabt, und sie erzählt, daß ihre Hauptaufgabe damals darin bestand, schöne Liebesbriefe zu schreiben und denen, die solch zärtliche Schriftstücke bekamen, ihr Glück vorzulesen. Heute läßt man keine Liebesbriefe mehr schreiben; man telephoniert und schreibt, wenn es sein muß, selbst. Sie verfertigt nur noch Eingaben und Gesuche an die Behörden, und ihre Kunden hoffen, daß ihre Anliegen eher berücksichtigt werden, wenn sie in der wundervollen Handschrift der Berufsschreiberin gelesen werden.

ck. **Die Einführung des Sonntags in der Türkei.** Die türkische Regierung hat jetzt beschlossen, den Sonntag statt des Freitags zum Ruhetag in der Woche zu machen. Diese gesetzliche Bestimmung, die jetzt der Nationalversammlung in Angora vorliegt, erfolgt aus rein wirtschaftlichen Erwägungen. Es ist eins der Heilmittel, durch die die Regierung in den letzten drei Jahren versucht hat, der Wirtschaft auf die Beine zu helfen. Im Februar 1924 führte die Türkei einen Zwangsruhetag in der Woche ein, und die Wahl fiel auf den Freitag, der ja im Islam als der von Gott bestimmte Tag der Ruhe und des Gebetes gilt. Alle fremden Verwaltungen und Banken mußten daher ebenfalls am Freitag ihre Büros schließen. Da sie aber auch noch die ihnen gewohnte Sonntagsruhe beibehielten, so wurde dadurch Handel und Wandel empfindlich gestört und war eigentlich für drei Tage lahm gelegt, da der am Freitag stockende Gang am Sonnabend nicht mehr in Fluß kam.

ck. **Fingerabdrücke durch Rundfunk.** Der Etat des französischen Innenministeriums für 1930 bringt eine interessante Neuerung, nämlich die systematische Ausnutzung des Radios durch die Polizei. Dieser drahtlose Polizeidienst soll rasche Mitteilungen zwischen den einzelnen Polizeipräsidien und den Provinzen vermitteln. Der Hauptsender ist der Eifelturm, der zu einer bestimmten Tageszeit gewisse Nachrichten an die Aufnahmestellen der Polizeistationen weitergibt. Die Uebermittlung von dem Hauptquartier im Pariser Polizeipräsidium erfolgt auf automatischem Wege direkt nach dem Turm. Nicht nur Mitteilungen, sondern auch Photographien und Fingerabdrücke sollen gefunkt werden. Diese werden durch die 51 Empfangsstationen an den Mittelpunkten des Polizeidienstes aufgenommen und dann möglichst rasch an die Grenzstationen und Hafenplätze weitergegeben.

ck. **Ein Schiff mit Kunstschätzen für 280 Millionen Mark.** Mit angstvoller Spannung wartet man in England die Ankunft des Dampfers „Leonardo da Vinci“, den Mussolini selbst zum Transport der kostbaren Kunstschätze ausgesucht hat, die auf der italienischen Ausstellung in London im nächsten Januar gezeigt werden sollen. Die berühmten Gemälde, Skulpturen, Möbel und Kunstwerke aller Art aus den italienischen Museen und Privatsammlungen, die hier vereinigt sind, stellen einen Wert dar, den man auf 280 000 Millionen geschätzt hat. Da in den letzten Tagen im Golf von Biskaya und im Kanal schwere Stürme geherrscht haben, so fürchtet man für das Schicksal dieser einzigartigen Ladung. Wenn das Schiff zur erwarteten Zeit in London glücklich eingetroffen ist, soll ihm ein feierlicher Empfang bereitet werden.

∗ **Das Luftkabriolet.** Auch in der Automobilindustrie hat es ziemlich lange gedauert, bis der geeignete Apparat für den Selbstfahrer entwickelt wurde. Dieser mußte bis vor wenigen Jahren so wie heute der Flieger eine besondere Ausrüstung für seine Fahrten haben. Heute ist dies beim Automobil ein überwundener Standpunkt. Aber auch bei der Fliegerei sucht man nach dem geeigneten Apparat für den „Herrenflieger“, von welchem Typ es ja leider bisher nur wenige gibt. Dieser Tage führte die Arado-Handelsgesellschaft, Warnemünde, als erste deutsche Flugzeugfirma in Berlin-Tempelhof ihr neuestes Erzeugnis vor, das den angedeuteten Zwecken entsprechen soll. Ein leichter Sport- und Reisezweisitzer, Hochdecker, dessen Führerraum wie in einem Autokabriolet vollständig verschlossen werden kann, sodaß Pilot und Fluggast vor Wind und Wetter geschützt wird. Fliegerkleidung, Kappe und Brille, alles ist also hier überflüssig geworden, und bald ist der „Flieger in Gesellschaftsanzug“ kein Phantasieprodukt mehr.

∗ **Die Granate auf der Dreschtenne.** Aus Warschau wird berichtet: In Jezowe ereignete sich in der Scheune des Landwirtes Pikula, während er mit seinen Söhnen und Töchtern mit dem Getreidedrusch beschäftigt war, eine schwere Explosion. Eine Granate, die im Getreide versteckt war, explodierte. Pikula wurde auf der Stelle getötet, ein Sohn und beide Töchter erlitten schwere Verletzungen. Die Granate dürfte während der letzten Manöver von dem in der Scheune einquartierten Militär zurückgelassen worden sein.

* **Bauchoperation an einem Gesunden.** Aus Berlin wird gemeldet: Die Fälle Marek und des „deutschen Marek“ in Olpe haben ein Seitenstück des Versicherungsbetruges in Berlin gefunden, der in seiner Art wohl einzig dasteht. Die Staatsanwaltschaft 1 hat ein Strafverfahren gegen den Berliner Arzt Dr. Fischedek und den Kaufmann Rudolf Hescky eingeleitet, denen vorgeworfen wird, großangelegte Versicherungsbetrügereien in der Weise verübt zu haben, daß der Arzt an dem vollkommen gesunden Patienten Oeffnungen der Bauchhöhle vorgenommen habe, um bei Versicherungsgesellschaften hohe Beträge für Kurkosten und Arztrechnungen einzuziehen. Hescky war zu dem Arzt ursprünglich als Patient gekommen. Zwischen beiden entwickelte sich ein Freundschaftsverhältnis, und Dr. Fischeder zog Hescky, der ein großes Interesse für medizinische Dinge zeigte, zu Operationen zu. Schließlich gab Hescky seine kaufmännische Stellung auf, um als Assistent bei Dr. Fischeder zu arbeiten. Auf Veranlassung von Dr. Fischeder soll sich Hescky dann bei drei Gesellschaften versichert haben. Dr. Fischeder soll darauf ausgegangen sein, sich durch Vornahme von Operationen an dem gesunden Hescky eine ergiebige Einnahmequelle zu verschaffen. Die erste Operation erfolgte, weil angeblich der „Patient“ durch den Sturz von einer Leiter eine Zerreißung der Bauchdecke mit Bluterguß erlitten hatte. Jedenfalls wurde an Hescky eine Oeffnung der Bauchhöhle vorgenommen und die Schnittwunde dann vernäht. Später sollte sich ein Bluterguß herausgestellt haben, weshalb eine zweite Bauchöffnung erfolgte. Ein dritter Einschnitt wurde wegen eines angeblichen Magenleidens vorgenommen. Tatsächlich sind an dem Körper von Hescky auch drei Narben vorhanden, die davon zeugen, daß mit dem Operationsmesser Einschnitte gemacht worden sind. Dr. Fischeder bestreitet entschieden, daß die Operationen an einem Gesunden in betrügerischer Absicht vorgenommen worden sind. Er hatte für die Behandlung seines „Patienten“ und die lebensgefährlichen Operationen sehr hohe Honorare erhalten.

sh. **Ein betrogener Betrüger.** Vor einigen Monaten wurde die Schutzpolizei in Hannover alarmiert, weil angeblich der begüterte Viehhändler Cohrs aus Soltau spurlos verschwunden war und man einen Raubmord vermutete. Es wurden große Streifen in den Wäldern zwischen Walsrode und Verden veranstaltet und wochenlang lebte dort alles in größter Aufregung. Inzwischen vergnügte sich aber Herr Cohrs in Luxemburg bei Wein und Weibern, denn er hatte nach einem reichen Fischzug im Hannoverschen genügend Geld und kein Mensch wußte, was aus ihm geworden war. Ein Auktionator in Soltau und ein Autohändler in Lüneburg hatten das Nachsehen. Dem ersteren hatte Cohrs 10 000 Mark abgenommt, und bei dem zweiten kaufte er sich ein Luxusauto für 7000 Mark, auf das er 1000 Mark anzahlte. Mit dem eleganten Sechssitzer trat er die Fahrt nach Luxemburg an. Wohl gelang es, den Aufenthalt von Cohrs ausfindig zu machen und auch die Luxemburger Polizei zu verständigen. Immerhin war wichtiger als die Strafe, das Geld und Auto zu retten. Der Bruder des Lüneburger Autohändlers machte sich auf den Weg nach Luxemburg. Er befreundete sich als Landsmann auch gut mit Cohrs an. Vierzehn Tage lebten sie in bester Eintracht. Die Zeit schien reif zu sein, daß der Lüneburger bei Cohrs um die leihweise Hergabe von 2000 Mark vorstellig werden konnte. Cohrs gewährte die Bitte! Das Geld sollte angeblich für Kartoffeleinkauf bestimmt sein. Der Lüneburger bat weiter. Cohrs möge ihm auch das Auto zur Verfügung stellen, da die Kartoffelbauern bereits an der Bahn versammelt seien. Cohrs fiel auch hierauf herein ... Unser Lüneburger jagte dann aber mit Windeseile davon. Er hatte das Auto gerettet und noch dazu 2000 Mark für den Auktionator in Soltau.

ck. **Als er wiederkam ...** Unter den 120 ungarischen Kriegsgefangenen, die jetzt aus Rußland in die Heimat zurückgekehrt sind, hat einer eine besonders böse Ueberraschung erlebt. Vor 14 Jahren lebte Zeltan Vegh als Student bei seinem Vater in Budapest, der ein reicher Mann war, eine schöne, mit Kunstsammlungen gefüllte Villa und noch verschiedene Mietshäuser in der Stadt besaß. Beim Ausbruch des Krieges wurde Zeltan Soldat, brachte es zum Offizier und Adjutanten, wurde verwundet und an der russischen Front gefangen genommen. In der Gefangenschaft in Sibirien erhielt er die Mitteilung, daß sein Vater gestorben und er als einziger Erbe erklärt sei. Die amtlichen Papiere lagen bei, aber kurze Zeit später waren sie plötzlich aus seinem Besitz verschwunden. Infolge mehrerer Fluchtversuche wurde Vegh schwer bestraft, wurde dann krank und ist erst jetzt glücklich nach der Heimat zurückgekehrt. Als er ohne jeden Pfennig und in Lumpen in Budapest ankam, mußte er feststellen, daß die Villa seines Vaters mit ihrer kostbaren Einrichtung von Fremden bewohnt wurde, die ihm einen rechtsgültigen Kaufvertrag vorwiesen, der seine eigene Unterschrift trug. In den andern Häusern des väterlichen Besitzes begegnete ihm dasselbe: sie waren alle verkauft. Als er sich daraufhin an die Gerichte wandte, wurde festgestellt, daß im Jahre 1920 ein Mann, der sich Zoltan Vegh nannte, im Besitz der amtlichen Papiere als Erbe des alten Vegh erschienen und alle Besitzungen verkauft hatte; er hatte Ungarn ein Jahr später verlassen. Aus der Beschreibung des Betrügers, dessen eines Ohr durch eine Kugel verstümmelt war, erkannte Zoltan, daß es sich um seinen besten Freund und Mitgefangenen handelte, der im Jahre 1918 nach China entflohen war, gerade zu der Zeit, als er den Verlust seiner Papiere bemerkte.

* **Ein Zeuge der Mayerling-Tragödie gestorben.** In Wien ist Sektionschef Dr. Heinrich Slatin, ein Bruder des Generals Slatin Pascha, im 75. Lebensjahre gestorben. Mit ihm scheidet auch der letzte Beamte aus dem Leben, der das Drama von Mayerling im Januar 1880 in amtlicher Eigenschaft miterlebt hat. Er soll hierüber Aufzeichnungen hinterlassen haben, die sich in Verwahrung seines Sohnes Dr. August Slatin befinden.

* **Eine kugelsichere Panzerkleidung.** Wie wir aus London erfahren, soll es einer der großen englischen Waffenfabriken gelungen sein, eine Panzerplatte zu erfinden, die durch ihre spezielle Härtung jedem Projektil standhält. Der Vorteil dieser neuen Panzerung wird noch dadurch erhöht, daß sie leichter in ihrem Gewicht ist als das bisher verwendete Material. Es wird also möglich sein, Tanks zu bauen, die nicht nur viel größere Schnelligkeit in der Fortbewegung, sondern auch eine stärkere Panzerung besitzen.

* **Eine „hohe“ Hasardpartie.** Die Polizei in Newyork hat vor einigen Tagen unter ungeheurem Aufsehen achtzehn Stahlarbeiter wegen verbotenen Hasardspiels verhaftet. Ein Börsenmakler der Wallstreet sah von seinem Fenster, daß hundert Meter über der Erde in der Höhe des zweiundzwanzigsten Stockwerkes des benachbarten Wolkenkratzers der Manhattanbank eine Anzahl auf einem Gerüst beschäftigter Arbeiter Würfel spielten, und verständigte — offenbar um neue große Verluste in Wallstreet zu verhüten — sofort die Polizei, die in Ueberfallautos herbeieilte und den Riesenbau umstellte. Dreißig Polizisten drangen in Schwarmlinie über die gewaltigen Tragbalken und Schwebekrane hinweg zur Stätte des Verbrechens, nahmen achtzehn Arbeiter fest und schleppten sie vor den Polizeirichter — der sie prompt freisprach.

* **Die Liebe zum Ziegeunerstamm.** Aus Berlin wird gemeldet: Beträchtliches Aufsehen erregte auf dem Anhalter Bahnhof die Festnahme eines Zigeunerpärchens, das mit dem aus Halle a. d. S. einlaufenden Zug angekommen war. Das Mädchen sträubte sich sichtlich, bei ihrem Begleiter zu bleiben und suchte endlich Schutz in der Bahnhofsmission. Von hier aus wurde die weibliche Kriminalpolizei in Kenntnis gesetzt, die sich des Mädchens annahm und für die Festnahme des Mannes sorgte. Eine lange und etwas phantastische Vorgeschichte hat damit ihren Abschluß gefunden. Das Mädchen, eine neunzehn Jahre alte Zigeunerin Wilhelmine Schmidt, wohnte früher bei ihrer Mutter in Pankow. Als sie vor zwei Monaten einmal den Wohnwagen verließ, näherte sich ihr der Zigeuner Martin Lehmann, der ihr schon seit geraumer Zeit nachstellte. Mit irgendeinem Betäubungsmittel, vermutlich einem Schnaps, machte er das Mädchen willenlos und schleppte sie in seinen eigenen Wagen, in dem sie erst in Hannover wieder zu sich kam. Unter Androhung von Gewalt hielt Lehmann das Mädchen wie eine Gefangene und erlaubte ihr nicht, in die Stadt hineinzugehen. Er fürchtete mit Recht, daß sie sofort die Gelegenheit ergreifen würde, um ihrem Peiniger zu entlaufen. Bei einer Schlägerei, die sich zwischen Lehmann und einem anderen Zigeuner entspann, wurde auch Wilhelmine schwer verletzt. In Kassel gelang es ihr endlich, die Freiheit zu erlangen. Das Wohlfahrtsamt rüstete sie mit einer Fahrkarte aus, damit sie zu ihrer Mutter zurückkehren könne. In Halle a. d. Saale mußte sie auf den nach Berlin fahrenden Zug etwas warten. Er war schon aus dem Bahnhof heraus, als Lehmann, der das Mädchen verfolgt hatte, plötzlich auftauchte. Kurz entschlossen nahm er ein Auto bis Wittenberge, verließ den Kraftwagen hier und stieg in den Zug mit ein. Mit aller Gewalt versuchte er, die Entflohene wieder in seine Gewalt zu bekommen. Der Kriminalpolizei gegenüber erklärte er jetzt, daß Wilhelmine nach Zigeunerrecht seine Ehefrau sei und daß er ihre Rückkehr zu ihm verlange. Nach der Schlägerei in Hannover war er mit seinem Gegner schon einmal festgenommen worden, man hatte die Männer aber wieder entlassen, weil es sich um eine Familienangelegenheit handelte, die keine Handhabe zum Einschreiten bot. Auch jetzt kann Lehmann nichts Strafbares nachgewiesen werden, denn er bestreitet, dem Mädchen die schweren Stichwunden beigebracht zu haben. Von der Entscheidung der Wilhelmine und ihrer Mutter wird es abhängen, ob die Zigeunerehe zu Recht besteht oder nicht. Zu ihrer eigenen Sicherheit wurde das Mädchen in Schutzhaft genommen.

* **Tragödie des Jähzorns.** In Wilmersdorf erstach der 18jährige Mechaniker Hans Pfeil seinen vier Jahre älteren Bruder Bruno im Verlaufe eines Streits mit einem Brotmesser. Beide jungen Leute waren angetrunken, und der Täter hat in einer Aufwallung von Jähzorn gehandelt. Er wurde festgenommen und dem Polizeigefängnis zugeführt. Die Familie Pfeil bewohnt eine kleine Wohnung im Hinterhaus Berliner Straße 18. Der Vater der beiden jungen Leute ist Bauarbeiter. Der 22jährige Bruno Pfeil, der dem Bruderzwist zum Opfer fiel, war ungelernter Arbeiter, sein jüngerer Bruder Hans hatte eine Mechanikerlehrzeit absolviert. Die Eltern, die außerdem noch zwei Töchter haben, wissen selbst nicht, wie es zu dem furchtbaren Vorfall kommen konnte. Allerdings vertrugen sich die Söhne nicht gut. Doch waren sie, als sie Freitag nachmittag eine Gastwirtschaft in einem Nachbarhaus aufsuchten, zunächst im besten Einvernehmen. Jeder von ihnen trank etwa sechs Glas Bier, und beide waren sehr lustig. Auf dem Heimweg in die Wohnung müssen die Brüder aus einem nichtigen Anlaß in Streit geraten sein. In der Küche der Wohnung kam es zu weiteren Auseinandersetzungen. Da Eltern und Geschwister nicht zu Hause waren, konnte niemand den Streit, der immer heftigere Formen annahm, schlichten. Schließlich griff Hans Pfeil im Jähzorn zu einem großen Brotmesser, das auf dem Küchentisch lag, und stach damit auf den Bruder ein. Der Stich traf die Lunge und Bruno Pfeil brach sofort tot zusammen. Der Täter lief nun schnell zu einer Hausbewohnerin und rief ihr zu: „Rufen Sie schnell einen Arzt, mein Bruder verblutet.“ Als der Arzt einige Zeit später erschien, konnte er nur noch den Tod des jungen Pfeil feststellen. Der Täter wurde der Kriminalpolizei übergeben. Bei seiner Vernehmung wurde er fortwährend von Weinkrämpfen befallen und konnte kaum Antwort geben. Das einzige, was aus ihm herauszubekommen war, war, daß er seinen Bruder erstochen habe, weil er „immer so angegeben“ habe. Hans Pfeil ist bisher unbestraft und galt, abgesehen von seinem Jähzorn, als ein besonnener, ordentlicher junger Mensch.

* **Der Tanzbär als Goldgrube.** Eine tragikomische Geschichte hat sich um einen Tanzbären entsponnen, der vor 14 Tagen seinem Führer bei Heretsried in der Augsburger Gegend entwischt war und sich dort allmählich zum „Bauernschreck“ entwickelt hatte. Letzthin wurde er vom Pächter der Stiftsbrauerei Emersacker auf einer Wiese entdeckt und nach vergeblichen Fluchtversuchen durch einen Schuß verwundet. Als Meister Petz darauf ungemütlich brummte und auf den Kreis der Neugierigen zutrottete, gab ihm der Förster den Fangschuß. Der übereifrige Jäger mußte daraufhin viele entrüstete Angriffe über sich ergehen lassen und dem unglücklichen Bärentreiber, der um seine Verdienstmöglichkeit gekommen war, wandte sich das allgemeine Mitleid zu. Der erlegte Bär wurde nach Augsburg gebracht und unter der Leichenwache seines Herrn in der Fischhalle ausgestellt und je mehr Tränen dieser seinem treuen Begleiter nachweinte, desto reichlicher flossen die Gaben der Augsburger, die in ununterbrochenem Strom an dem toten Helden dieses Dramas vorbeizogen. Außer diesen Mitleidsspenden konnte der Besitzer noch rund 300 Mark aus dem Verkauf des Bärenfleisches und eine erkleckliche Summe für das Fell vereinnahmen. Das Schönste aber kommt zum Schluß: Der „Mörder“ des Bären lud zu einem Leichenschmaus für sein Opfer ein. In einer Zeitung erschien folgendes Inserat: „Gänseviertelpartie. Alle Freunde und Gönner, Hasser und Schimpfer über den Bärentod sind zu der am Sonntag, den 1. Dezember im Bräuhaus Emersacker stattfindenden Gansviertelpartie mit Verlosung freundlichst eingeladen. Während der Verlosung Aufklärung über den mißglückten Bärenfang und Sammlung für den Bärentreiber.“

* **Rekordpreise für alte Geigen.** Nach Meldungen aus Newyork hat der Amerikaner Rudolph Wurlitzer, der Präsident der Wurlitzer-Gesellschaft, 65 seltene Geigen und Geigenbogen aus der Sammlung des verstorbenen Rodman Wanamaker zum Preise von 650 000 Dollar erworben. Die Sammlung wurde von Dr. Thaddeus Rich, dem früheren Konzertmeister des Symphonischen Orchesters von Philadelphia, erworben, der später Kurator der Wanamaker-Sammlung war und die Instrumente aus dem Wanamakerbesitz selbst erworben hatte. Die Instrumentensammlung Wurlitzers hat nunmehr einen Wert von drei Millionen Dollar. Von den 1900 Geigen, die Antonio Stradivarie geschaffen hat, haben nur 400 die Jahrhunderte überlebt. Ein Drittel von ihnen soll sich in Amerika befinden. Die Wurlitzer-Sammlung enthält auch die berühmte Schwan-Stradivarius, die der Meister im Alter von 93 Jahren im Jahre 1737 schuf und die zu den vollkommensten seiner Schöpfungen gehört. Ihr Wert beträgt 75 000 Dollar. Ferner befinden sich in der Sammlung eine im Jahre 1727 für den spanischen Hof angefertigte Viola im Werte von 60 000 Dollar und zwei ebenfalls für den spanischen Hof gelieferte Quartette.

* **Holz in Geldpaketen.** Wie aus Oslo gemeldet wird, hat man in der Filiale von Norgesbank in Gjövik eine Unterschlagung von ungefähr 125 000 Kronen festgestellt. Dies ist im Laufe einer Woche die zweite große Verfehlung, die in Filialen der norwegischen Reichsbank festgestellt wurde. Die späte Entdeckung ist um so unverständlicher, als erst vor einer Woche eine Revision vorgenommen wurde. Bei der Wiederholung der Nachprüfung fand man in Originalpaketen mit Banknoten H o l z k l ö t z e. Der schuldige Kassierer hat sich während der Nachprüfung unbemerkt entfernt und einen Revolver mitgenommen. Man vermutet daher, daß er Selbstmord verübt hat. Bei den kürzlich aufgedeckten Veruntreuungen in der Filiale Frederiksstad waren 400 000 Kronen auf ähnliche Art veruntreut worden. Dabei waren in den Geldpaketen statt der Noten Pappstücke gefunden worden.

ck. **Ewige Buddelei.** Das Bild einer aufgerissenen Straße, in der Wochen und Monate lang ohne sichtbaren Zweck mehr oder weniger gearbeitet wird, ist jedem Großstadtbewohner geläufig. Aber was die Bewohner des Pereire-Platzes in Paris erlebt haben, ist doch einzigartig. Seit 20 Jahren sehen die Leute dort aus ihren Häusern tagtäglich auf ein bewegtes Treiben herab: große Erdmassen werden bewegt, tiefe Schächte gegraben, Gerüste entstehen, Maschinen dröhnen und rattern: dann werden die Löcher wieder zugeschüttet, und so hat man sich allmählich an dieses Bild einer ebenso eifrigen, wie augenscheinlich zwecklosen Tätigkeit gewöhnt. Kürzlich aber wurde der ganze Platz mit einem großen Gitter umgeben, Schienen wurden gelegt, und nachdem dies beendet war, glaubte man, daß die Arbeiter nun endlich gerührten Abschied von der Stätte nehmen würden, auf der sie so viele glückliche Jahre verbracht haben. Aber siehe da! Man fing von neuem an: das Gitter wurde eingerissen, die Schienen wieder weggenommen. Nun haben sich die Anwohner mit einem entrüsteten Protest an den Seine-Präfekten gewendet und endlich einmal um Aufklärung gebeten, und dieser wieder hat versprochen, sich mit der Stadtbehörde in Verbindung zu setzen und zu versuchen, von ihr zu erfahren, was es eigentlich mit diesem 20jährigen Arbeiten auf sich hat.

ck. **Ein Bad, das 670 000 Mark kostet.** Das teuerste Bad, das jemals in einem Hotel genommen worden ist, ist der früheren Filmschauspielerin Juanita Hansen zuteil geworden; es kostet nicht weniger als 670 000 Mark. Diese Summe ist der einst so schönen, jetzt aber arg entstellten Dame vom Newyorker Obergericht zugesprochen worden. Es handelt sich dabei um einen der ungewöhnlichsten Schadensersatzprozesse, die je verhandelt wurden. Miß Hansen gab vor Gericht an, daß sie während der Hitzewelle im Juni 1928 in dem Newyorker Lincold-Hotel, in dem sie wohnte, ein Bad nahm und den Hahn der Brause aufdrehte, an dem „kalt“ stand. Aber statt einer kühlen Flut wurde sie mit k o c h e n d e m W a s s e r ü b e r s c h ü t t e t und so f u r c h t b a r v e r b r a n n t, daß sie viele Tage entsetzlich litt und s c h w e r e n t s t e l l t wurde. Ihr Rücken war ganz verbrannt, sie konnte ihre Arme nicht heben und mußte Tausende von Dollars auf ärztliche Behandlung verwenden. Durch diesen Unfall ist die junge Dame, die in verschiedenen Filmen Starrollen gespielt hatte, an der Weiterausübung ihres Berufes verhindert. Der Hotelbesitzer suchte den Beweis anzutreten, daß Miß Hansen dem Kokaingenuß verfallen war und daher nicht recht wußte, was sie tat. Aber die Filmdiva erklärte, daß sie zu Anfang des Jahres Artikel veröffentlicht habe, in denen sie die vollkommene Heilung von diesem Laster schilderte, und brachte ärztliche Zeugnisse bei, daß sie nicht mehr dem Kokain verfallen war. Ueber ihre Entstellung war sie so verzweifelt, daß sie alle Spiegel aus ihren Zimmern entfernte und sogar die Möbel nicht mehr glänzend polieren ließ. Sie forderte als Schadenersatz das runde Sümmchen von einer Million Mark und erhielt 670 000 Mark zugesprochen.

* **„Meiner Frau vermache ich ihren Liebhaber.“** Der „Daily Telegraph“ veröffentlicht das Testament eines Newyorker Börsenmaklers. Dieser „letzte Wille“ enthält allerhand Ueberraschungen für die Hinterbliebenen. Die Ueberraschung war derart, daß das Testament von der Frau und dem Sohn des Verstorbenen angefochten wurde. In dem seltsamen Testament hat der Börsenmakler u. a. verfügt: „Meiner Frau vermache ich ihren Liebhaber und die ausdrückliche Versicherung, daß ich nicht der Narr war, für den sie mich gehalten hat. Meinem Sohn hinterlasse ich, das Vergnügen, sich jetzt endlich seinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Fünfunddreißig Jahre lang hat er geglaubt, daß dieses Vergnügen an meiner Seite sei. Er hat geirrt. Meiner Tochter vermache ich 100 000 Dollar; sie kann sie gut gebrauchen. Das einzige gute Geschäft, das ihr Mann getätigt hat, machte er, als er sie heiratete. Meinem Diener vermache ich alle Kleider, die er mir in zehn Jahren gestohlen hat. Meinem Chauffeur hinterlasse ich meine Autos; er hat sie beinahe ganz ruiniert, und er mag jetzt die Genugtuung haben, ihnen endgültig den Rest zu geben.“

ck. **Der Wettstreit der Wolkenkratzer.** Ueber einen lustigen Wettstreit zwischen zwei Baumeistern, von denen jeder das höchste Bauwerk der Welt errichten wollte, lacht man gegenwärtig in Newyork, und der Streit ist noch nicht entschieden. Zwei amerikanische Architekten, William van Alen und H. Craig Severance, die früher zusammenarbeiteten, schlossen nach ihrer Trennung jeder einen Vertrag ab, das höchste Gebäude der Welt zu errichten. Van Alen entwarf den Chrysler-Wolkenkratzer und Severance das Gebäude der Bank von Manhattan in Wallstreet. Der Chrysler-Bau hat nur 68 Stockwerke, während die Manhattan-Bank 71 haben wird. Als der Chrysler-Bau beim 68. Stockwerk und einer Höhe von 845 Fuß angelangt war, glaubte Severance den Sieg davongetragen zu haben, denn sein Wolkenkratzer wird 925 Fuß hoch, wobei zu den 71 Stockwerken noch ein Flaggenturm von 50 Fuß hinzukommt. Doch van Alen hatte seinen Haupttrumpf noch nicht ausgespielt, denn eines Tages flatterte die amerikanische Flagge von der Spitze eines schlanken Laternenturms, der 185 Fuß hoch ist und daher auch den Fahnenturm des Bankgebäudes noch überragt. Dieser Turm war in einem Liftschacht erbaut und dann plötzlich mit einem Hebewerk emporgewunden worden, sodaß die überraschten Newyorker den Triumph van Alens bewundern konnten. Severance behauptet aber, er sei nicht geschlagen, denn die bewohnbaren Räumlichkeiten in seinem Gebäude seien höher gelegen als in dem Chrysler-Bau.

ck. **Eine Papier-Lawine.** In keinem Lande herrscht wohl die Bürokratie so stark wie in Frankreich, und sie unternimmt dort gewaltige Aufgaben. Die neueste erblüht ihr bei der Einführung der „nationalen Krankenversicherung“, gegen die 17 500 Aerzte protestiert haben. Zu diesem Zweck müssen 6 Millionen Erklärungen von Arbeitgebern und 7 Millionen von Arbeitnehmern ausgestellt werden, im ganzen 13 Millionen, die zunächst einmal alle in einer Zentrale gesammelt werden. Dann müssen 10 Millionen Karten vorbereitet werden, die von der Regierung zurückbehalten werden, und 10 Millionen weitere Karten, die an die Versicherten geschickt werden. Man fragt sich, ob der Postdienst imstande sein wird, diese ungeheure Papierlawine zu bewältigen.

* **Eine Schneiderrechnung vor Gericht.** Ein Gesellschaftsskandal ist für die Londoner Presse immer ein willkommener Bissen. Deshalb brachte sie auch spaltenlange Berichte über einen Prozeß der Hofschneiderin Christabel Russell in London gegen Sir James Heath und seine Frau wegen einer unbezahlten Schneiderrechnung. Der Beklagte ist ein angesehnes Mitglied des englischen Adels, seine Frau eine frühere Fliegerin, die auch nach ihrer Verheiratung ihrer Passion treu geblieben und vor drei Monaten in Amerika das Opfer eines Flugzeugunfalles geworden ist, von dem sie sich bis heute noch nicht vollständig erholt hat. Vor Gericht kamen einige Ehegeheimnisse zur Sprache. Der Anwalt des Beklagten teilte mit, Sir Heath habe seiner Frau nach der Hochzeit ein Vermögen sichergestellt, aus dem sie ein Einkommen von annähernd 20 000 RM. im Jahre beziehe. Außerdem habe er ihr ein Flugzeug zum Geschenk gemacht, damit sie ihre Fliegerei fortsetzen konnte. Das vorerwähnte Einkommen sei nur für ihre persönlichen Bedürfnisse dagewesen, da Sir Heath außerdem noch die ganzen Haushaltskosten bestritten habe. Der Beklagte fühle sich also nicht verpflichtet, die Kleiderschulden seiner Frau zu bezahlen. Die Sensation erreichte ihren Höhepunkt, als der Anwalt des Beklagten mitteilte, Lady Heath habe vor ihrer Abreise nach den Vereinigten Staaten ihre Absicht kundgegeben, ihren Mann in Geldverlegenheiten zu bringen, und dazu bemerkt: „Ich werde das alte — wir ziehen den englischen Ausdruck vor — „swine“ schon stechen.“ Woraus man sieht, daß es auch in aristokratischen englischen Familien zuweilen ganz menschlich zugeht. Das Gericht kam zu der Ansicht, daß der Beklagte nicht für seine Frau zu haften brauche und verurteilte Lady Heath zur Bezahlung der eingeklagten Rechnung im Betrage von 5000 Reichsmark.

sh. **Der verliebte Oberwachtmeister.** In einer Verhandlung vor dem Schöffengericht Münster i. W. kamen geradezu unglaubliche Zustände im Gerichtsgefängnis Münster ans Tageslicht. Der 44 Jahre alte Oberwachtmeister Georg Nafroth vermittelte seit mehreren Jahren den mündlichen und schriftlichen Verkehr zwischen den Gefangenen, wofür er Geld und Geschenke erhielt. Nafroth war seit 1919 am Gerichtsgefängnis angestellt. Es fing bei ihm damit an, daß er sich, trotzdem er verheiratet und Vater von drei Kindern ist, an die Frauen und Bräute der Gefangenen heranmachte und Verkehr mit ihnen pflegte. Lange Zeit hindurch blieb sein Treiben geheim, bis durch ein 18jähriges Mädchen alles zu Ende war und die Durchstechereien aufgedeckt wurden. Das Mädchen war die Braut des Chauffeurs Willi Hesselmann, der wegen schweren Einbruchs zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt worden war. Durch Vermittelung des Oberwachtmeisters Nafroth schrieb Hesselmann einen Brief an seinen Schwager, den er um sofortige Zusendung einer festen eisernen Säge ersuchte. Das Mädchen besorgte ihrem Bräutigam die Säge, wofür er dem Nafroth 5 Mark bezahlen mußte. Denselben Betrag ließ der saubere Oberwachtmeister sich von dem Mädchen auszahlen. Als Hesselmann das hörte, packte ihn die Wut und er machte Anzeige. Das Treiben Nafroths war zu Ende. In der Verhandlung bezeichnete sich der Angeklagte als Vertreter des Systems der modernen humanen Strafgefangenenbehandlung. Wie human Nafroth war, zeigte der weitere Verlauf der Verhandlung. Er spielte des öfteren in der Bücherei der Anstalt mit den Inhaftierten Skat. Ueber alle Vorgänge in der Außenwelt waren die Gefängnisinsassen genau orientiert. N. scheute sich nicht, den Frauen und Bräuten der Gefangenen Geld abzuverlangen. Der Verteidiger des Angeklagten ersuchte das Gericht, eine fortgesetzte Handlung anzunehmen, obwohl noch viele Delikte des Angeklagten nicht in der Anklageschrift enthalten sind. Das Urteil lautete auf ein Jahr Gefängnis wegen Bestechung in fortgesetzter Handlung. Außerdem wurde ihm für fünf Jahre die Fähigkeit aberkannt, ein öffentliches Amt zu bekleiden. Nafroth wurde sofort in Haft genommen.

sh. **Für einen Fliederstrauß.** Der Bankbeamte S., seine Schwester und deren Freundin F., sämtlich aus Friedberg, hatten wegen nächtlicher Ruhestörung durch Strafbefehl eine Geldstrafe von je 15 Mark erhalten, S. außerdem wegen groben Unfugs noch eine solche von 20 Mark. Gegen diesen Strafbefehl erhoben die Angeklagten Einspruch. Die Beweisaufnahme ergab folgenden Tatbestand: Die Angeklagten befanden sich nachts auf dem Weg von Bad Nauheim nach Friedberg. In der Mittelstraße kletterte S. auf ein Hoftor, um von einem in dem Garten stehenden Fliederstrauch einen Zweig abzureißen. Der Grundstücksbesitzer, dessen Fliederbaum in der vorhergehenden Nacht schon übel zugerichtet worden war, wurde aufmerksam und gab einen Schreckschuß gegen S. ab, nachdem er ihn vorher angerufen hatte. S. trug eine geringfügige Verletzung am Kinn davon und geriet nun in solche Erregung, daß er das Hoftor einschlug und eine Fensterscheibe mit einem großen Stein zertrümmerte. Seine beiden Begleiterinnen verübten durch Schimpfen und Schreien ruhestörenden Lärm. Die Angeklagten schoben in der Verhandlung die Hauptschuld an dem Vorkommnis auf den Grundstücksbesitzer, der sie durch seinen Schuß in Erregung gebracht habe. Dieser Auffassung traten sowohl das Gericht als der Amtsanwalt entgegen. Beide wiesen daraufhin, daß die Angeklagten die Urheber seien, da sie sich widerrechtlich einen Fliederzweig aneignen wollten. Auch der Schuß berechtigte sie nicht zu den Gewalttätigkeiten. Der Amtsanwalt beantragte gegen S. eine Strafe von 96 Mark und gegen die beiden Mitangeklagten eine solche von je 30 Mark mit der Begründung, daß nur durch empfindliche Strafen dem überhandnehmenden groben Unfug und den zahlreichen nächtlichen Ruhestörungen wirksam gesteuert werden könne. Das Urteil lautete gegen S. wegen Uebertretung des Feldstrafgesetzbuches auf 20 Mark, wegen Ruhestörung auf 15 Mark und wegen groben Unfugs auf 30 Mark, zusammen 65 Mark Geldstrafe. Die beiden Mitangeklagten wurden wegen nächtlicher Ruhestörung zu je 15 Mark Geldstrafe verurteilt.

ck. **Bettler-Prinzen.** Während der Bettler gewöhnlich durch möglichst schlechte Kleidung Mitleid zu erwecken sucht, so tauchen jetzt in London immer mehr Bettler auf, die eine deutliche Sorgfalt in ihrem Anzug zur Schau tragen. Diese Aristokraten der Bettlerzunft sind meist junge Leute, die sich durch eine gewähltere Toilette einen romantischen Anstrich geben wollen; sie rechnen auf die Herzen der Frauen, die durch einen gut gekleideten jungen Mann leichter erweicht werden und die besonderen Anteil an solchen nehmen, die auch im Unglück „noch etwas auf sich halten." Auch ältere Bettler erscheinen in anständiger Kleidung auf der Straße, und bei manchen erkennt der Vorübergehende nur an den zwei Streichholzschachteln, die sie zum Schein in der Hand halten, daß sie Bettler sind. Ein „Blinder," der seinen Posten in Regentstreet hat, raucht während des Bettelns ununterbrochen Zigaretten, aber das schadet seinem Geschäft garnichts, dessen Erträgnisse auf mindestens 100 Mark in der Woche beziffert werden.

* **Ein amerikanischer „Corbett-Fall"** erregt in Two Harbors (Michigan) ungeheures Aufsehen. Aehnlich wie der junge Franzose, der seine Mutter tötete, weil sie an einer unheilbaren Krankheit litt, erschoß der angesehene Bankier John A. Barton seine 17jährige, seit der Geburt taubstumme und verkrüppelte Tochter im Auto und beging dann Selbstmord. Der Wagen mit den beiden Leichen wurde auf einsamer Landstraße aufgefunden. Herzschüsse hatten einen sofortigen Tod der beiden herbeigeführt. Barton hatte für die Heilung seiner Tochter tausende und abertausende Dollars ausgegeben, aber ihr Zustand blieb trotz Behandlung durch erste ärztliche Kapazitäten unverändert. Barton ist dann zu dem Entschluß gekommen, den Leiden seiner Tochter ein Ende zu bereiten und griff selbst zur Waffe, um sich seinem irdischen Richtern zu entziehen.

Heiteres

Es hat seine Gründe. „Nehmen Sie dieses maulbeerfarbene Kleid, gnädige Frau," rät die Verkäuferin. „Es wird Sie gut kleiden, da sie eine so blasse Gesichtsfarbe haben." „Aber ich bin sonst garnicht blaß," protestiert die Dame, „ich bin nur über die Preise erschrocken."

Billig. „Hallo, Liebling," sagt er am Telephon, „wollen wir nicht heute Abend zusammen essen?" „Aber gewiß, sehr gern," flötet sie begeistert zurück. „Nun, dann sag Deiner Mama, daß ich heute Abend um ½8 komme."

Geschäft ist Geschäft. Geräuschvoll wurde die Tür zum Arbeitszimmer des Rechtsanwalts aufgestoßen, und der Schlächtermeister erschien mit zorngerötetem Gesicht an der Schwelle. „Wenn ein Hund ein Stück Fleisch aus meinem Laden stiehlt, ist da nicht der Eigentümer verantwortlich?" fragte er wütend. „Gewiß," erwiderte der Anwalt. „Nun gut, Ihr Hund hat vor 5 Minuten mir ein Stück Fleisch gestohlen, das drei Mark wert ist." „Schön", sagte der Anwalt ruhig, „dann zahlen Sie noch drei Mark, und die Auskunft ist beglichen."

Probates Mittel. „Meine Frau," erzählt Müller am Stammtisch, „war zu ihrer Mutter zu Besuch gereist und wollte sechs Wochen bleiben, aber ich habe sie schnell wieder nach Hause gebracht. Und wie? Ich schickte ihr jeden Tag die Zeitung und schnitt immer ein Stück heraus. Da wurde sie so neugierig, zu wissen, was ich herausgeschnitten hatte, daß sie schon nach vier Tagen wiederkam."

Die Männerfalle. „Ich glaube, Alice muß einmal eine ideale Frau abgeben. Jedesmal, wenn ich sie besuche, finde ich sie, wie sie die Socken ihres Vaters stopft." „Ja, das hat mir zuerst auch mächtig imponiert — bis ich bemerkt habe, daß es immer dieselben Socken sind."

Erfüllte Bedingung. „Wie konnten Sie sich erdreisten, mir zu sagen, Sie hätten sieben Jahre in einer Bank gearbeitet, wenn Sie von Geschäften keine Ahnung haben?" fragt entrüstet der Chef. „Sie verlangten doch in Ihrer Anzeige einen Mann mit Phantasie," erwiderte der Neuangestellte.

Ein Glück. „Da lese ich eben in der Zeitung, daß jedes dritte Kind, das geboren wird, ein Chinese ist," bemerkt der Gatte. „Was für ein Glück, daß wir nur zwei Kinder haben!" ruft die junge Frau.

Unter Freundinnen. „Denke Dir, da habe ich eben die schrecklichste Skandalgeschichte gehört . . ." „Das dachte ich mir, Du sahst so strahlend glücklich aus!"

Ein ganz Schlauer. „Ich habe meine Frau die Ferien über weggeschickt." „Welche Ferien denn?" „Nun, meine."

Ein Unmoderner. „Warum wollen Sie denn keine Anzeigen geben?" fragte der Werbefachmann den Dorfkaufmann. „Das habe ich einmal gemacht und mich beinahe ruiniert." „Ja, wieso denn?" „Es kamen daraufhin so viel Leute, daß Sie mir fast meine ganze Ware weggekauft haben."

Der Kosename. „Hast Du auch einen Kosenamen?" fragt der Besucher das kleine Mädchen. „Ja," erwidert dieses vertraulich, „aber ich darf ihn Dir heute nicht sagen. Ich bin morgens unartig gewesen."

Keine großen Ansprüche. Fiedler nahm es mit seiner Kunst heilig ernst, und wenn er auch seinen Lebensunterhalt als Lehrer des Geigenspiels verdienen mußte, so duldete er doch keine schlechten und unmusikalischen Schüler. „Mein Lieber", sagte er zu einem, dessen Fortschritte jammervoll waren, „Sie werden doch nie einen reinen Ton hervorbringen. Sie sind nicht musikalisch, und wenn ich Sie weiter unterrichten wollte, würde ich Ihnen bloß das Geld aus der Tasche stehlen." Der Schüler aber ließ sich nicht so abfertigen. „Für mich genügt schon, was ich lerne", sagte er. „Sehen Sie, ich bin doch Akrobat, und ich will nur ein kleines Stückchen spielen, wenn ich auf dem Kopf stehe."

Unwahrscheinlich. „Diese Berichterstatter erzählen doch die tollsten Dinge", sagte der berühmte Mann kopfschüttelnd. „Wieso denn?" „Da hat einer von ihnen meine Frau interviewt, und nun schreibt er, sie hätte nichts gesagt."

Ueberboten. Der eingebildete junge Mann bewarb sich um die Stellung. „Sie werden mir doch bezahlen, was ich wert bin?" fragte er. „Mehr als das", erwiderte sein künftiger Chef. „Sie bekommen ein kleines Gehalt."

Beruhigende Auskunft. „Egon, Geliebter, bin ich auch wirklich das erste Mädchen, das Du jemals in Deinem Leben küßt?" „Aber gewiß, mein Engel, ich habe erst gestern Abend aus einer Unterrichtsstunde im Rundfunk gelernt, wie man so etwas macht."

Es kommt darauf an. „Marie," sagte die Hausfrau streng zu dem Mädchen, „mir ist es so, wie wenn ich heute Morgen gesehen hätte, wie Sie jemand im Hausflur küßte. War es der Milchmann oder der Briefträger?" „Das kommt darauf an. Sahen Sie mich um ¼7 oder kurz vor 8?"

Verwechslung. Ein Mann, der an einem dunklen Abend auf einen Saxophonbläser, der ihn gestört hatte, geschossen und ihn verwundet hatte, entschuldigte sich vor dem Richter, er habe geglaubt, es wäre eine Katze gewesen. „Aber Sie dürfen doch auch nicht auf eine Katze so ohne weiteres schießen," sagte der Richter. „Ach, ich glaubte, sie läge schon in den letzten Zügen."

Pech. „Spielt Ihre Frau Karten um Geld?" „Nein, aber ihre Mitspieler."

Guter Rat. Die Dame sah sich wohl schon eine gute Stunde im Kaufhaus um, als ein Verkäufer sie fragte, was sie wünsche. „Ich sehe mir alles an," lautete die Antwort. „Dann würde ich Ihnen empfehlen," riet der Verkäufer, „den Dachgarten aufzusuchen, wo Sie eine noch viel weitere Aussicht haben."